



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißeinnicht 1925

3 (1925)

Vergissmeinnicht

Zeitschrift
der Mariannhiller Mission



Nr. 3.

März 1925

43. Jahrg.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke verwendet.
Für die Abonnenten des Vergissmeinnicht als Wohltäter der Mission werden
täglich 2 oft 3 hl. Messen im Mutterhaus Mariannhill Südafrika, gelesen.

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint monatlich 32 Seiten stark und kostet jährlich für Deutschland 1,50 Rentenmark, für Oesterreich 20000 Kr., für Schweiz und Liechtenstein 3 Fr., für Elsaß-Lothringen, Belgien, Luxemburg 6 Fr., für Südtirol (Italien) 7 Lire, für Tschechoslowakei 10 Kr., für Jugoslawien 25 Dinar, für Ungarn 25 000 Kr. für Rumänien 70 Lei.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicherring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194,

für Rheinland, Westfalen, Belgien und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1652,

für Schlesien und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX., Sternstraße 52 p
Postsparkasse Breslau 15 625,

für Oesterreich, Ungarn, Tirol, Boralberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19 814,

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Bersau, Ct. Schwyz
Postcheckkonto Luzern VII. 187.



Memento.



Dernau: Maria Schäfer, Röttingen: Josef Röter, Berrendorf: Fr. Anna Buztoven, Murtzsch: Peter Boden, Spreda: Heinrich Schweinfot, Rössbeck: Wilhelm Spiegel, Erberich: Matthias Dohmen, Esen: Franziska Hartmann, Saarbrücken: Johann Bernardi, Dortmund: Haumann, Förde: Sawlte, Esen: Karoline Tintelott, Maria Krahfot, Oberdrees: Luzia Mers, Köln—Humboldt: Peter Josef Schent,

Kerpen: Margareta Kael, Soest: Frau Auguste Adams, Born: Fräulein Katharina Koob—Schwarz, Trier: Johann Saarz, Bottrop: Johann Busch, Elberfeld: Maria Richter, Köln—Chrenfeld: Missionszögling Rob. Diepenbruch, Rolandsbeck: Max Cronenberg, Dormagen: Frau Witwe Anna Rosendahl, Borst: Fr. Lehrerin Franziska Breuning, Rehlingen: Peter Nagel, Dinklage: Frau Burhorst.



Der Tod des hl. Joseph.

Es schweigt die Natur — — —
 Ein sanftes Lüftchen nur
 Umsüßet kühlend welke Blumen auf der Flur.
 Der Sonne Feuerball sinkt eben blutigrot;
 Mit ihm versinkt ins All des Tages Last und Not.

Der Abend senkt sich leis' auf's heil'ge Land,
 Beleb't neu, was matt vom Sonnenbrand.
 Nur eine welke Blüte laßt er nicht;
 Mit zarter Hand er sie vom Stengel bricht.

Zu Nazareth im goldnen Abendschein,
 Im Abendfrieden ruht ein Häuschen klein;
 Ein weißes Täubchen träumt auf seinem Dach
 Es lauscht und sinnt und ist noch lange wach.

Und in des Himmels zartem Widerschein
 Liegt dort im trauten, stillen Kämmerlein
 Auf armer Lagerstätte, müd und matt,
 Ein heil'ger Mann, der viel gelitten hat.

Sankt Joseph ist's, gestützt vom Gottessohn,
 Der bald empfangen soll den reichsten Himmels-
 Weil er das allerhöchste, schönste Gut, (lohn;
 Beschützt, genährt, gepflegt mit treuem Mut.

Maria, seine reine, keusche Braut,
 Voll Liebe in sein brechend Auge schaut.
 Sie troknet ab von seiner Stirn den kalten Schweiß
 Mit einem Linnentüchlein blendend weiß.

Der Heiland neigt zu seinem Ohr den Schöpfermund,
 Und tut dem Sterbenden noch manch' Geheim-
 nis kund.

Maria saßt voll Liebe seine welke Hand,
 Sinkt betend nieder an des Sterbelagers Rand.

Und schneller hebt und senkt sich Josephs Brust,
 Und größer wird darin der Gottesliebe Durst.
 Bald ruht sein Blick auf seiner keuschen Braut,
 Bald seinem Pflegesohn er in die Augen schaut.

Mein Gott, mein Jesus, haucht sein jubelnd Herz;
 Maria, keusche Braut, ich ziehe himmelwärts.
 Mein Jesus, Herr, du wahrer Gottessohn,
 O führ' mich sicher heim zu deines Vaters Thron.

Mein Gott, mein Jesus, dir nur lebte ich;
 Maria, keusche Braut, herzlich lieb' ich dich;
 Mein Jesus - Jesus, - dir nur sterbe ich, -
 Maria, - süße Braut, - dich lieb' ich - ewiglich.

Fr. Otto Heberling R. M. M.

Im Flug an südliches Gestade.

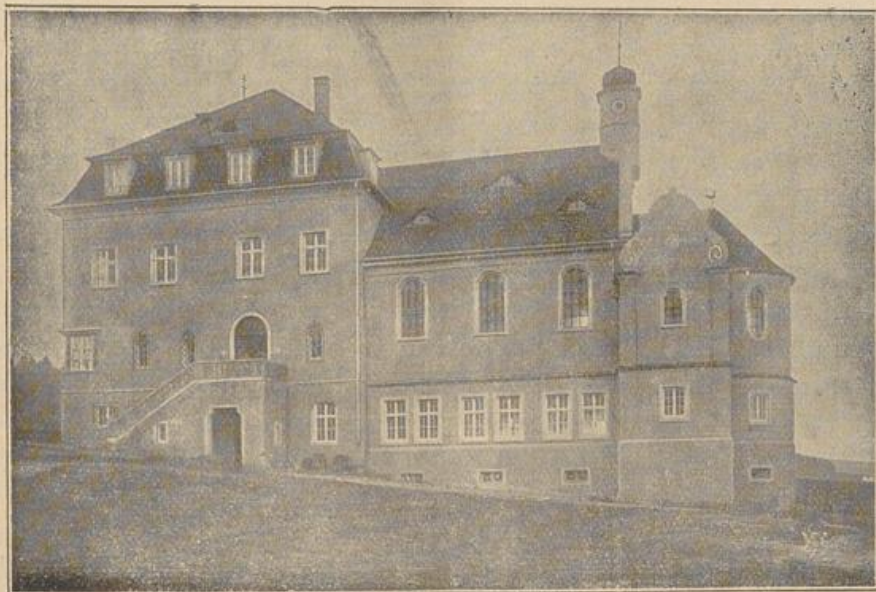
Eine Vorkriegserinnerung von P. Dominikus, R. M. M. (Schluß.)



Der kommende Tag graute schon fern im Osten. Hinter Wolken verborgen entstieg die Sonne dem silbergrauen Meer. Erstes Erwachen auf See. Da hatte ich bald den Stoff der Morgenbetrachtung: „Maria et flumina,“ „Meer und Flüsse lobet den Herrn!“ Auf schwimmender Bahn zog das schwere Fahrzeug, ein Werk von Menschenhand. Lautlos durchstrich es das von Gott geschaffene, weite und tiefe Meer. Und wie die Morgensonne höher stieg am Firmament, das so unermesslich weit sich spannte über uns, und wie die silbergraue Wasserwüste rings um uns gurgelte und Berge und Täler zauberte unter der unermesslichen Ferne des Himmels, inmitten einer ungeheuren Wasserfläche, da nahm sich unser „Mustapha“ gar klein aus und die Menschlein an Bord samt uns kamen mir erbärmlich vor, vor all der Größe, die sich hier offenbarte. Himmel und Meer, welch gewaltige Zeugen des gewaltigen, allgewaltigen Gottes! Wer hält das Firmament, daß es nicht im Zusammenschmettern mit den Millionen anderer Welthörper unseren winzigen Erdball zu Staub zermalmt? Gottes eherner Naturgesetze stehen dafür! Wer hält das Meer in seinen Schranken, daß es nicht überschäumt; denn trotz seiner scheinbaren Ruhe ist es ein schreckliches Element. Wehe, wenn Gottes Langmut einmal ein Ende nimmt und er das Meer aufpeitscht zu strafen menschlichen Hochmut und Aberwitz. Messina! ist die schreckliche Parole. Aber heute ist es zahm und geduldig, das starke, trotzig Element. Heute wogt es sanft und zeigt sich im schillernden Festgewand. Eine wohlige Brise umfächelt uns und vertrauend schauten wir gegen Süden. Unruhig schlug mein Herz dem Ziele entgegen, das wir heute Abend erreichen sollten. Unruhig waren die Menschen an Deck, die Matrosen hasteten hin und her, unruhig strebte das Schifflein durch die unruhig bebende See. Unruhe hienieden, kam mir in den Sinn, und dann schaute ich unwillkürlich nach oben: starr und still, gleichgeformt stand der Himmel über mir; ein Bild der ehernen Ruhe. Und zog ein weißes Wölklein gleichwie ein Schleier vor mir her, bald war es verflüchtigt und still und blau blickte das Firmament hernieder. Da ist die Ruhe, da ist Frieden — hier unten Bewegung, Unrast und Unruhe. Droben ist Beschauung, Glück und Friede, hier unten wogt das irdische Leben, rast die unstätte Jadt nach dem Glück. Rastlos flutet die Zeit, bringt stets neue Mühen nud neue Sorgen, gönnt keine Ruhe und unbefriedigt bleibt der Mensch, unbefriedigt seine

Seele — unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in Dir, o Gott! Welt-
abgekehrt in Gottesnähe, weltfern — himmelnahe.

Ich versuchte Morgentoilette zu machen und als ich den etwas
engen Korridor durchschritt, klingelte es zum Frühstück. Der Speise-
saal war fast ganz leer; aber unfern der Türe, durch die ich gekommen,
saß Jakob und machte ein bitterernstes Gesicht. „Guten Morgen, be-
moostes Haupt. Schon gefrühstückt?“ „Ja,“ grollte er, „die Probe habe
ich schon genommen und warte auf das Ganze.“ „Wie meinst du das?“
„Komm her,“ entgegnete er. Ich setzte mich und sofort erschien der



Das Missionsseminar St. Joseph, Reimslingen, von Südost gesehen.

Steward mit einem Täßchen Kaffee und einem winzig kleinen Bröt-
chen. „Nanu, ist das alles?“ „Nein,“ sagte Jakob, „weil Du's bist,
kriegst Du noch ein halbes Pfund Butter oder Marmelade, Käse und
Eier gebracht.“ Aber es kam nichts mehr. Und nachdem wir mit der
Elliputration unsern armen Magen schwer gekränkt hatten, schlenderten
wir auf dem Schiff umher. „Es ist nichts vollkommen auf dieser Welt,“
philosophierte mein gereizter Freund, „wie könnte man die Landschaft
draußen bewundern, wie könnte man hingerissen sein von all dem Schö-
nen, wenn nur dem Körper besser gedient würde, auf daß auch die
Seele sich neu erhebe, aber ein so miserables Frühstück! Und von was
leben denn nur eigentlich diese Südländer?“ „Dom Schönen,“ entgeg-

nete ich; „oder frag mal den kleinen Monsieur.“ Raul begegnete uns und grüßte, er hatte sich schon an uns gewöhnt. „Wie geht's?“ fragte ich ihn. „Meine Großmutter ist krank geworden,“ bekannte er. „Leidet die Frau Großmutter sehr?“ „Ja, sie wird kaum von Bord gehen können, wenn wir schon um vier Uhr ankommen,“ meinte der besorgte Enkel. „Bis vier Uhr?“ erstaunte Jakob. „Ja, bei solchem Wetter kommen wir spätestens um 5 Uhr in den Hafen, aber dann müssen wir dort sein; wirds später, so müssen wir draußen liegen bleiben bis morgens 7 Uhr.“ Der junge Kavaliere hatte offenbar Erfahrung. „Aber dann verhungern wir ja,“ seufzte schmerzlich mein Begleiter, der ein erstaunliches Eßvermögen besaß. —

Im Verlaufe des Vormittags näherte ich mich den französischen Abbes, die ich bis jetzt vermieden hatte, da sie allemal ihr lebhaftes Gepolter einstellten, wenn ich mich näherte. Ich näherte mich einem von ihnen und redete ihn freundlich an. Aber der begann im gebrochenem Deutsch zu parlieren und war schließlich ein Belgier, ein Flame. Nun wurde ich in den „belgischen Zirkel“ eingeführt. Es waren fünf lebenswürdige, jugendliche Kleriker, die eben von Lourdes gekommen waren. Dort trafen sie vier holländische Seminaristen, welche ebenfalls nach Algier wollten. In Lyon hatten sie die französischen Theologen getroffen, die auch die Bestimmung nach Algier hatten, und waren etwas frostig behandelt worden. In Marseille trafen wir drei hinzu und die Belgier und die Holländer bemerkten, daß wir von den Franzosen überhaupt ignoriert wurden. Das hatten wir auch gemerkt und uns deshalb von allen zurückgehalten. Aber da wir doch alle eine Farbe bekannten, so beschloßen wir die ersten Schritte zu tun. Ein lebhafter Belgier schleppte mich im ganzen Schiff herum, wobei wir hier und da „ankaperten.“ Im allgemeinen blieben die Franzosen spröde. Aber mehrere „Laien“ waren sehr lebenswürdig. Erst viel später vernahm ich den wahren Grund der Zurückhaltung. Die französischen Seminaristen, teils direkt aus den Kasernen kommend, waren schon gegen „Deutschland“ bearbeitet worden. Die anderen aber wußten, daß „wir“ sehr „ernste“ und „gelesene“ Leute seien, und unser strenges Aeußere hatte sie abgeschreckt. Deshalb aber hatte der kleine Raul so gar keine Abneigung, obwohl er doch gewiß viel von den „Barbaren“ gehört haben mochte? Er mied uns nicht und besonders wir beide plauderten viel miteinander, ja, er kam und machte mich aufmerksam auf Dinge, von denen er glauben mochte, daß sie mich interessierten. Nun, echtes Kindergemüt ist arglos, und ein Kind, das noch nicht verwelkt ist, fühlt, wer es gut mit ihm meint, ein Kind ist für Güte sehr empfänglich, ist es doch nur auf Liebe angewiesen, solange es

noch unselbständig ist. Die „Alten“ aber mißtrauen, oder sind doch immerhin „kritisch“ veranlagt und da dauert es geraume Zeit, bis man sich „kennt.“ Die Belgier und Höländer aber näherten sich uns früher, weil sie sich „verwandt“ fühlten und gleichermaßen „zurückgesetzt.“

Vom oberen, hinteren Promenadendeck hatte ich Gelegenheit, ein halbes Duzend Matrosen zu beobachten, die einen abscheulichen Fraß verzehrten. Sie hockten um eine riesige Schüssel, die mit einem blutroten Brei angefüllt war. Da hinein tauchten sie mächtige Brotschnitte und verzehrten sie, wobei sie aus großen Blechkübeln roten Wein tranken. Schließlich pußten sie mit einem großen Stück Brot die Kübel aus und warfen das Brot über Bord. Draußen auf der See schnellten ein paar große Fische auf, fuhren halb aus dem Wasser und überschlugen sich. Das waren Delphine, die sich gerne tummeln, wenn Schiffe in ihrer Nähe vorbeifahren; wahrscheinlich rührt daher die Kunde von der „Menschenfreundlichkeit“ jener Tiere. Aber noch etwas sah ich vom oberen Deck. Dicht unten, wo die Treppe zu uns von den II. Klasse Passagieren heraufführte, hatte ein Handlungsreisender mit Selbstverköstigung Platz genommen, denn daß er ein solcher war, erkannten wir aus seinen Allüren und auffallend „moderner“ Kleidung. Er verzehrte sachgemäß ein paar Koteletts und las daneben ein illustriertes Heft, dessen Inhalt die unfeinen Bilder leicht verrieten. Das war denn die Geisteskost dieses Menschen, der zwischen zwei Kontinenten schwamm, auf hoher, wunderbar schöner See, bei deren Betrachtung man so leicht auf allen literarischen Genuß verzichten konnte. So versuchte sich denn der Mann die „höchst langweilige“ Reise zu verkürzen durch diesen pikantischen Nachtiß. Das sind allerdings Geschmacksachen. Schließlich wurde auch für uns zum Essen geläutet gegen 3 Uhr nachmittags. In der Ferne strichen Dampfer längs des Horizontes und ließen auf die Nähe der Küste schließen. Bei Tisch hatte ich den Blick hinaus auf das Meer. Das Essen war diesmal etwas reichlicher, auch ging die Unterhaltung besser voran, die sich meist um die baldige Ankunft in Algier drehte. Seit geraumer Zeit hatte ich am Horizont eine graue, gezackte, etwas nebelhafte Wand aufsteigen sehen, immer höher stieg sie aus dem Wasser. Jetzt bemerkte ich eine zweite dunkle Linie am fernen Horizonte. Das war Afrika. Zunächst die Höhenzüge des Tell, der Atlas in nebelhafter Ferne. Die Kablenberge waren die zweite dickere Wand links vom Schiff. Immer deutlicher hoben sich die Massiven der Dchurdchura empor, immer länger erstreckten sich die Hochgebirge und bald wurde das ebene Vorland sichtbar. Wir eilten an Deck, um die immer näher kommende Küste zu begrüßen. Was ich für einen kleinen, weißen Hügel hielt, war, — immer deutlicher sah ich es, — die auf

steilen Hängen und Hügeln gebaute, massive Stadt Algier. Im Sonnenschein glänzen die weißen, fremdartigen Häuserviertel. Schon lange stand ich mit dem kleinen Franzmann auf dem Vorderdeck. Was da vor uns aufstieg, war eine orientalische Stadt mit weißen und gelben Häusern, Kuppeln von Moscheen und Palmenhainen und Oelbäumen. Rechts stieg ein steiler Hügel auf, gekrönt von einem moscheenartigen Gebäude; im Glanze der Sonne strahlte es grüßend herüber, die Basilika „Unsere liebe Frau“, wie Raul erklärte. Eine fremde Welt tat sich hier auf, nichts von der öden Häusermasse einer sogenannten Industriestadt, aber auch nichts von den charakteristischen Städten des Heimatlandes — fremd und voller Geheimnisse breitet sich Algier vor meinen verwunderten Blicken aus. Eine Märchenstadt. Jetzt schoß ein Dampferchen heran und geleitete den Mustapha in den Hafen. Hier wimmelte es von Booten und Schiffen aller Art. Eine fieberhafte Bewegung entstand an Bord. Die Habseligkeiten wurden zusammengepackt und alles strebte dem Ausgange zu auf der rechten Schiffsseite. Ich verabschiedete mich von dem kleinen Reisegenossen, er hatte noch vier Stunden Schnellzug zu erledigen bis etwa Oran. Dann stürzte ich mich in das Gewühl und wurde die breite Holztreppe hinabgedrängt und -geschoben. Eigentlich war der Abstieg lebensgefährlich und unter Schimpfen und Poltern ging es hinab. Drüben, hinter der Zollabfertigung warteten hunderte von weißen, langen Gestalten mit braunen Gesichtern und schwarzen Bärten — Araber. Ebensoviele, vielleicht noch mehr Angehörige erwarteten die Ausschiffenden und ganze Rudel halbnackter Knaben bettelten um unser Gepäck das wir aber nicht aus unseren Händen ließen, sonst hätten wir es wohl nimmer wieder gesehen. Das Gejohle war dort so furchtbar und ich schrak ordentlich zusammen, als eine weiße Gestalt vor mir stand und mich mit Namen nannte. Gott sei Dank, der Hochw. Herr P. Kersten von den Weißen Vätern hatte mich erwischt. Bald sammelten sich alle, welche nach St. Marien wollten bei Maison Carree in der Nähe Algiers. Wir stiegen die hohen Treppen zum Boulevard der Republik hinauf und setzten uns in eine Elektrische. Es waren der Eindrücke zu viele, und die Müdigkeit stellte sich ein. Kurz vor 6 Uhr brach die Finsternis herein. Nach einundeinhalb Stunden Fahrzeit verließen wir in Maison Carree den Wagen und wanderten durch Weinanlagen etwa eine halbe Stunde unter dem flimmernden Nachthimmel dem Bestimmungsorte entgegen, nach unserem Sanct Marien.

Um 8 Uhr, nach kurzem Imbiß, voller Abspannung, grüßten wir den Heiland in der schmucken, aber einfachen Hauskapelle. Dann suchte ich mein Zimmerchen auf. Bevor ich mich niederlegte, schaute ich hinaus

zum sternengesäumten Nachthimmel. Im Osten flammte von Zeit zu Zeit der Leuchtturm auf Cap Matifu. Unten im Parke rauschten die Palmen



Ein schweres Stück Banarbeit in Marianhill.

und in der Nähe donnerte die Brandung. Ich befahl mich Gott und den lieben Heiligen und legte mich zur Ruhe nieder, zum ersten Schummer auf Afrikas Erde, am fernen, südlichen Gestade.



Dreitägige Mission und Firmungsfeier in Triashill.

Von Schw. M. Julia, C. P. S.

Die Zahl unserer Christen mehrt sich beträchtlich von Jahr zu Jahr; das vierte Tausend im Taufregister ist bereits überschritten. Die Zahl der Toten belauft sich gegenwärtig auf 944, wovon viele derselben auf dem Todbette getauft wurden. Jedes Jahr kehrte die Influenza, obwohl in einer milderen Form, zu einer gewissen Jahreszeit zurück und führte manchen Kraalinsassen mit sich fort. Besonders die Hungersnot im vorigen Jahre wirkte recht beschädigend auf die Gesundheit und das Leben vieler Eingeborenen. Wurzeln, die den Affen zu schlecht waren, und Hühner- und Schweinesfutter wurden als Lebensmittel gebraucht. Viele unserer weit entfernt wohnenden Christen konnten daher den Weg zur Kirche am Sonntag oft nicht machen. Die Beine mancher Kinder glühten mit Haut überzogenen Stecken und erregten unser Mitleid.

Um den Glauben unserer Neuchristen zu stärken und die früher gehörten Wahrheiten unserer hl. Kirche in ihnen wieder aufzufrischen, wurde eine dreitägige Mission für alle Christen von nah und fern geplant. Sie sollte vom Hochw. P. Hesse und Hochw. P. Quin abgehalten werden; aber leider waren beide verhindert und es traten an ihre Stelle Hochw. P. Ignatius, den die lieben Vergißmeinnichtleser bereits gut kennen und Hochw. P. Torrend S. J., der gegenwärtig in Monte Cassino aushilft. Es sei noch bemerkt, daß letzterer schon 41 Jahre unter den Eingeborenen Rhodesiens wirkte und sich in seinem großen Eifer noch als einen jungen Mann betrachtet. Er hätte vor einiger Zeit beinahe sein Leben durch den Biß einer giftigen Schlange verloren. Noch vor Weihnachten hoffte er eine neue Mission in dem noch wilden nördlichen Rhodesia aufmachen zu können.

Zu unserer großen Freude wollte auch noch der Hochw. Herr Bischof von Mariannhill sich an dieser Mission beteiligen. Alle Schwarzen, groß und klein, jubelten, als sie die frohe Botschaft vernahmen, daß der geliebte Hirte und Vater, der ehemals über so viele hier das Wasser der hl. Taufe ausgoß, sie wieder besuchen werde. Am Freitag, den 31. August, langte Sr. bischöflichen Gnade, begleitet vom Hochw.

P. Sales, P. Ignatius, und dem obengenannten Jesuitenpater in Rusapi an, wo ein Automobil für sie bereit stand. Die nahezu 30 Meilen wurden nun in ungefähr $2\frac{1}{4}$ Stunde zurückgelegt und noch ehe die Sonne ganz hinter den großen Felsblöcken verschwunden war, näherte sich das brausende Gefährte unserer Station. Sobald es in Sicht kam, erschollen Trompetentöne vom Kapellenberge, von wo aus ein großer Bursche schon seit einer guten Weile Aussicht gehalten hatte, und alles, was Beine hatte, lief dem großen Einfahrtstore zu. Beim Aussteigen des guten Hirten warfen sich alle auf die Knie, um den hl. Segen zu empfangen, und geleiteten ihn dann unter Gesang und Glockengeläute zur Kirche hinauf, die mit Grün und Blumen auf das Schönste geschmückt war. Auf dem Platze vor der Kirche wehten viele größere und kleinere Fähnchen und nickten dem hohen Gäste ein herzliches Willkommen zu. Nach dem „Ecce Sacerdos“ begrüßte der Hochwst. Herr seine schwarzen Kinder, die alle in lautloser Stille vor ihm knieten, mit einigen Worten. Am selben Abend war dann noch eine kleine Begrüßungsfeier, wobei einige Lieder und Gedichte vorgetragen und einige Spiele aufgeführt wurden.

Am Abend des folgenden Tages sollten dann die heiligen Exerzitionen beginnen. Am Nachmittag fingen die Christen an, truppenweise heranzurücken, ja manche zogen sogar mit Gesang, der aber am Tore verstummte, daher. Einige Minuten vor 6 Uhr läuteten alle Glocken, um die Exerzitanten zur Kirche zu bescheiden. Nach dem Heiligen Geisteslied bestieg der Hochwst. Herr Bischof die Kanzel, um den Einleitungsvortrag zu halten. Schon am ersten Abend war die Kirche fast voll und am nächsten Morgen näherten sich gegen 600 dem Tische des Herrn. Als Nachtquartier wurden alle Schulräumlichkeiten, Holzschuppen, und sogar das Gras draußen benützt. Die meisten von den weither kommenden Christen blieben alle drei Tage hier auf der Station. Ueber 50 große Töpfe waren aus Lehm gebrannt worden, damit die Leute kraalweise ihren Maisbrei darin kochen konnten. Es war das wirklich ein interessantes Bild, am Abend so viele Gruppen beim Leuchten des flackernden Feuerchens beobachten zu können, wie sie ganz vergnügt ihre Mahlzeiten verzehrten. Das Stillschweigen wurde von vielen musterhaft beobachtet, während andere hie und da halblaut miteinander redeten. Täglich waren vier Vorträge für alle und außerdem noch zwei Standespredigten. Alles ging ganz ruhig ab, nur die vielen lebendigen Bündel — die kleinen Kinder — auf dem Rücken der Mütter mußten hie und da hinausexpediert werden. Daß diese Mission von

großem Segen für das Volk war, unterliegt keinem Zweifel und wir wollen hoffen, daß sie reichliche Früchte tragen wird.

Am folgenden Tage wurden dann über 200 Christen durch das hl. Sakrament der Firmung gestärkt, für welche diese Exerzitien gewiß die beste Vorbereitung waren. Die Auserwählten wurden vom Hochwst. Herrn Bischof, begleitet von zwei Priestern, feierlich unter Glockengeläute von der Mädchenschule abgeholt. In der Kirche angekommen, wurde das „Veni creator“ angestimmt, nach welchem der Hochwst. Herr die hl. Messe zelebrierte. Während derselben nahen sich die zu Firmenden dem Tische des Herrn und empfingen aus seiner Hand das Brot des



Naturhöhen im afrikanischen Busch.

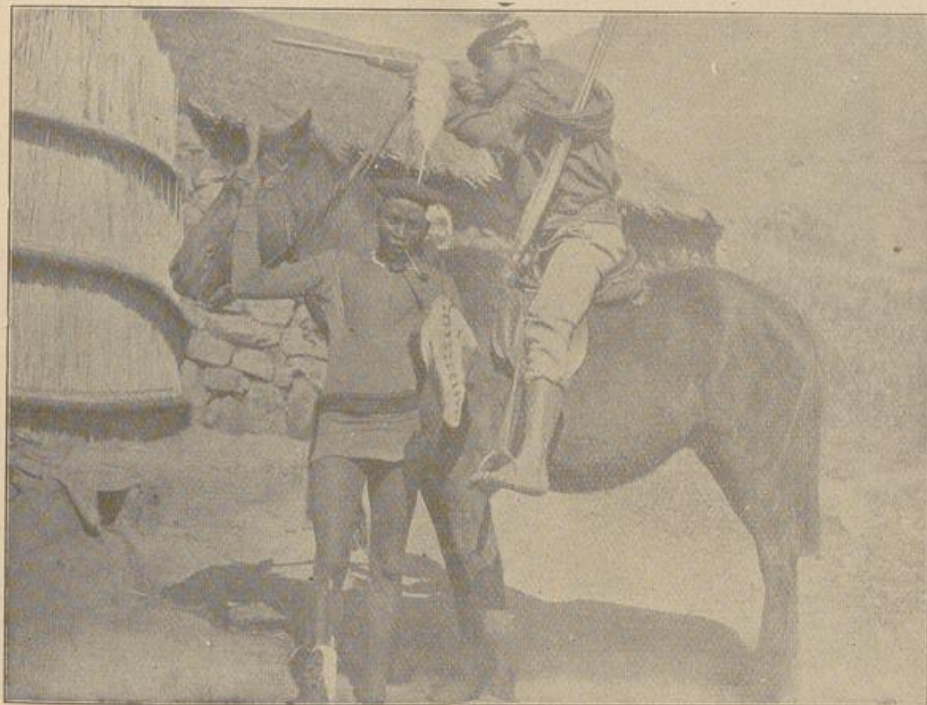
Lebens. Aller Augen leuchteten als ihr früherer Baba nun im bühn-
öfflichen Ornate vor ihnen stand, um die hl. Handlung zu beginnen.
Sie dauerte ungefähr zwei Stunden, worauf der gute Hirte sie noch-
mals erinnerte, daß sie jetzt Streiter Christi geworden seien und nun
ihr Licht leuchten lassen sollen vor den Heiden, damit viele derselben
ebenfalls den Weg zum wahren Lichte finden möchten.

Um den Leuten noch eine Freude zu machen, wurde von den hie-
sigen Kindern ein Spiel, „die hl. Agnes“ aufgeführt. Jedem Firmling
wurde noch ein Stückchen Fleisch, das eine Kuh, die im Sumpfe ums
Leben gekommen war, lieferte, gereicht. Alles war in freudiger Stimmung
und nun schickten sich die meisten an, ihre Heimreise anzutreten, die
für manche zwei bis drei Tage dauerte. Möge der liebe Gott die armen
Leute segnen und die Mission reichliche Früchte tra- lassen

Aus Maria Einsiedeln.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Heute, am 30. April 1923, erwarten wir unsere teure, ehrw. Mutter. Wie lange schon haben wir uns auf dieselbe gefreut, wie oft schon erwartet und immer kam wieder etwas dazwischen. Zweimal war das „Maßvieh“ geschlachtet und wir mußten es allein verzehren, denn wieder war etwas dazwischen, die ehrw. Mutter Generaloberin war verhindert zu kommen. Welch' liebliches Maßvieh



Ein Schuß aus dem Hinterhalt.

war das; es war wirklich schade, daß wir es allein aufessen mußten — das niedliche Lämmchen, aus Butter künstlich gemacht! —

Nun endlich wird sie bald in unserer Mitte sein, voraussichtlich auch etwas länger bei uns im stillen Maria Einsiedeln sich erholen können.

Endlich ist sie da bei uns, die Gute. Wir fühlen uns alle hier so glücklich, so zusammengehörend wie Mutter und Töchter es nur fühlen können. Kummer und Sorgen hat unsere ehrw. Mutter mehr als genug, aber „starke Herzen können tragen“ und so sehen wir sie so vertrauensselig in unserm Kirchlein knien vor dem Gnadenbilde unserer lieben Frau von Maria Einsiedeln.

„Maria, Mutter, reine Magd, All unsre Not sei Dir geklagt,
Denn du bist voll der Gnaden; Sieh her, wir knien an deinem Thron,
Mühselig und beladen.“

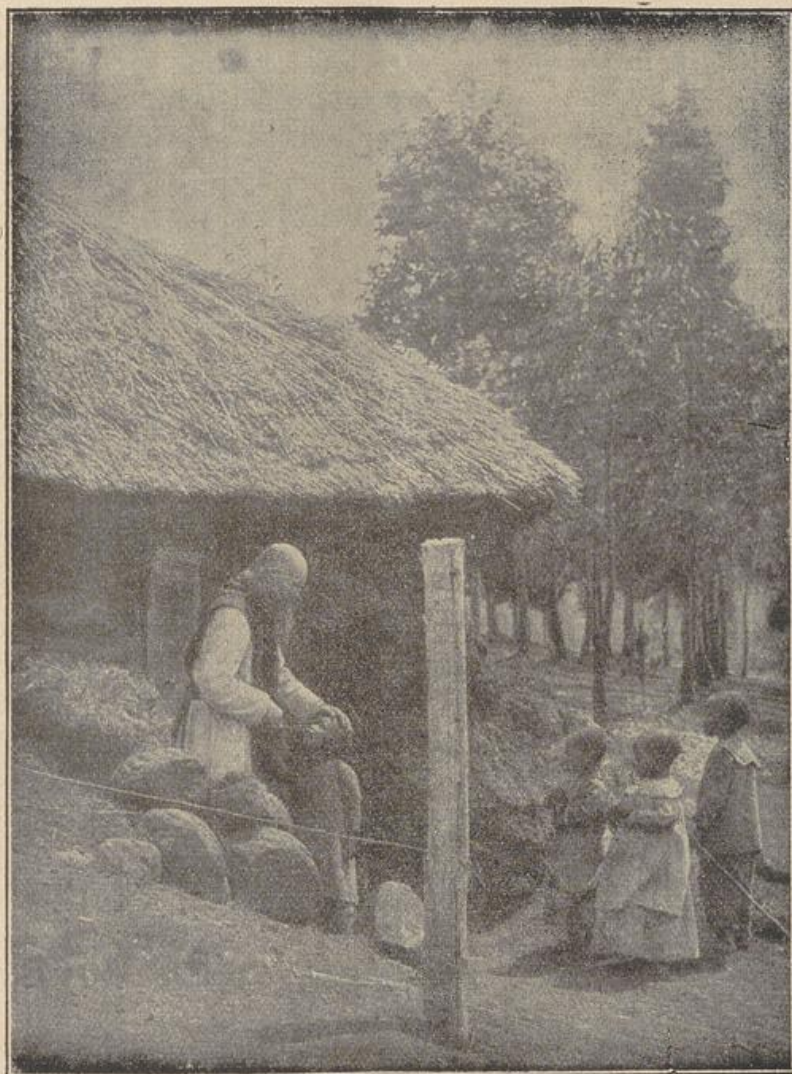
Ein unaussprechlich inniges, lebhaftes Vertrauen auf die Hilfe und Macht der Mutter Jesu senkt sich vor dem Bilde unserer lieben Frau von Maria Einsiedeln wie ein lichter Stern in des Beters Herz. Ja, Maria hilft! Dieses Wort war uns ein süßes Vergißmeinnicht bei unserm Abschiednehmen, denn nur wenige Tage, und unsre teure, ehrw. Mutter Generaloberin mußte uns wieder verlassen. Scheiden, scheiden, ach scheiden tut weh!

Am 11. Mai gabs viel Arbeit in Maria Einsiedeln. Die Ankunft des Hochw. Herrn Bischofs stand bevor und wollten wir doch ein wenig kränzen und zieren, Hochdenselben so ehrenvoll als es eben bei unseren ärmlichen Verhältnissen möglich war, zu empfangen. Wir freuten uns alle so sehr auf ihn und besonders Volk und Kinder zählten schon lange vor Sehnsucht Wochen und Tage. Endlich sollte der gute Hirte eintreffen. Wir haben hier in Maria Einsiedeln nur einen ganz kleinen Trapn und dazu ein altes Pferdchen und so studierten wir lange hin und her, wie wir den Hochwst. Herrn Bischof von der Bahn abholen sollten. Da kam uns der rettende Gedanke, die gütige Mr. N. N. bei der Kapelle St. Cassian zu bitten, uns doch ihr Auto zu leihen. Unser Hochw. Herr P. William, welcher nach St. Kassian hinüberfuhr, um dort die hl. Messe zu lesen, sprach mit dem Herrn und der Dame daselbst und siehe, sie willigten gegen eine kleine Vergütung ein und versprachen am genannten Tage ihr großes, schönes Automobil nach Richmond zum Bahnhof zu senden.

Wir waren sehr froh, und freuten uns, unsern Hochst. Herrn Bischof so schön abholen lassen zu können. Fast alle Firmlinge standen schon bereit, bildeten rechts und links Spalier, als Hochderselbe ankam. Hochw. Herr P. Wilhelm hielt eine kurze, herzliche Ansprache, welche unser hochwürdigster Herr Bischof ebenso herzlich erwiderte. Dann begrüßte Hochdenselben unser Annerl in der Zulu-Sprache im Namen des Volkes und der Kinder, daraufhin segnete uns der Hochwst. Herr und freute sich sichtlich über den guten Willen des Volkes, denn die Leute waren vier bis sechs Stunden weit hergekommen. Hierauf begab sich die ganze Prozession unter Gesang zur Kirche, um nochmals vom Hochwst. Herrn Bischof den Segen zu erhalten.

Abends war noch feierliche Maiandacht und dann mußte ich sorgen, all das Volk im kleinen Einsiedeln für die Nacht unterzubringen. Das

alte Sprichwort: Es gehen viele geduldige Schafe in einen Stall, bewahrheitete sich wirklich wieder. Hundertunddreiundsechzig Firmlinge waren es und alle schliefen in den kleinen Häuschen und Hütten von Maria Einsiedeln: in der Schule, in der Küche, in der kleinen Waschküche, usw.



Große Freude machen dem Missionar die braven Kleinen.

Jeder und jede hatte sich die eigne Bettdecke mitgebracht und in einem Bündel oder Korbe das Essen für zwei Mahlzeiten, sowie Maiskolben, Süßkartoffeln, manche sogar Brot vom Bäcker aus Richmond, viele hatten sich Rindfleisch und Schweinefleisch mitgenommen und wieder andere Hühner.

Wir brauchten ihnen bloß den Platz zu geben und ein Lämpchen für die Nacht. Manche Bessere brachten sich sogar Strohmatten mit; den anderen gaben wir Säcke, welche sie auf den Boden ausbreiteten.

In denkbar schönster Weise war die hl. Firmung am darauffolgenden Tage, den 13. Mai, vorübergegangen. Heilige Ordnung, innige Sammlung, tiefe Ergriffenheit im Anblicke der frommen Beter, weisevolle Stille herrschte im Gotteshause, während der hl. Handlung. Augen und Ohren waren gespannt auf den Altar gerichtet, alle hingen mit sichtlicher Rührung an der würdevollen Erscheinung des Hochwürdigsten Herrn Bischofes. Und als der gute Hirte seinen Mund aufthat und in der Sprache des Volkes, in ihrer Sprache, redete, da hingen förmlich aller Augen an seinen Lippen. So still war es, kein Rauschen, kein Knistern, selbst die Säuglinge im Arme und auf dem Rücken der jungen Mütter rührten sich nicht, man hätte eine Stecknadel fallen hören können.

Als alles vorüber und der letzte hl. Segen gegeben war, da brauste es wie ein Schmettern durch die Kirche: „Großer Gott, wir loben Dich!“ Es war ein Volksgesang, einfach, nicht ohne Mißton, denn auch die alten Weiblein sangen mit ihren zitternden Stimmen mit, und ungeschulte Männer, die nicht ordentlich lesen konnten in ihren Gebetbüchern, aber sie sangen kräftig, aus voller Brust, aus dankerfülltem Herzen in tiefbewegter Stimmung. Ich glaube bestimmt, dieser Gesang hat dem lieben Gott besser gefallen als gekünstelter Coralgesang von jungen, eiteln Sängern und Sängerinnen.

Nach dem Te Deum war eine kleine Pause. Glückstrahlende Gesichter sah man draußen im Freien; aller Augen folgten dem Hochwst. Herrn Bischof, wohin er auch ging. Nun stand Hochderselbe mit vier kleinen Knaben, den Ministranten, welche leuchtenden Blickes zu ihm aufsaßen und seinen freundlichen Worten lauschten. Hinter ihm abseits standen mehrere Männer und edeten unter sich über den Hochwst. Herrn: „Wie freundlich unser Hochwst. Herr Bischof ist, wie er unsere Kindlein lieb hat, — er macht es wie Jesus, er ist ein guter Hirte, — wie glücklich er uns heute alle gemacht hat. Gott vergelte ihm all das Gute, das er uns getan.“

Ich selbst lehnte etwas abseits an einem Baumstamme — Bäume gibt es in Maria Einsiedeln genug — und beobachtete das Volk, unser Volk hier. Da kamen sofort Frauen zu mir heran, junge, schöne Mütter und alte, gütige Weiblein, nahmen mich bei der Hand, dankten für all die Liebe, die wir ihnen erwiesen an Leib und Seele, sie waren ganz übergelb von Freude und ich mußte mich ganz ihren Dankesbezeugungen

entwinden. Armes, gutes Volk, dachte ich mir, wie dankbar sind sie, und es fiel mir da das schöne Sprüchlein ein:

„Liebe Menschen, wenn ihr wüßtet,
Welche Wunder Liebe tut,
Mancher Mensch wäre manchem Menschen
Schon sich selbst zu Liebe gut.“

Ja, die Güte im menschlichen Herzen berührt uns deshalb so warm, weil sie ein Funken ist von Gottes Barmherzigkeit.

Da läutet unser guter, frommer Paul. Er war heute auch ganz neu gehoben; seine schlanke, hohe Gestalt regte sich noch etwas höher empor, war er doch — Seiner Bischöflichen Gnaden Diener und Page.

Die Pause war vorüber. Alle strömten wieder ins Kirchlein hinein zum sakramentalen Segen. Wieder wurde gesungen, gebetet, so recht aus dankerfülltem Herzen, bis der gute Hirte, angetan mit Stab und Imful, dem vor ihm auf den Knien liegenden Volke und Kindern den letzten Segen erteilte. Jetzt war die kirchliche Feierlichkeit zu Ende.

Nun begaben sich alle hinaus und gruppierten sich familienweise um ihre Mahlzeit; in Töpfen, welche wir ihnen geliehen hatten, stand das Essen bereits fertig gekocht und es bekamen auch unsere Stationsleute und Kinder reichlich mit von dem, was die Leute mitgebracht hatten. Sogar für mich hatten sie ein Hühnchen extra gebraten. Wie nett dieses Volk alles arrangiert hatte, so bequem für uns, wir selber hatten gar keine Arbeit, gar keine Auslagen für sie, sondern bekamen noch mit für unsere Kinder. Ich selber war in der Kirche bei der Opferung mit dem Teller herumgegangen und das Völkchen hatte für seinen Hochwst. Herrn Bischof freudig geopfert, mehr als man erwartet hatte von ihnen.

Bald nach dem Essen machten sich die Leute auf, schnürten ihre Bündel, denn die Meisten waren vier bis sechs Wegsstunden von Maria Einsiedeln entfernt wohnhaft. Nochmals eilten sie gruppenweise zu ihrem Hochwst. Herrn Bischof und dankten und baten um seinen hl. Segen. Nun wurde es allmählich wieder ruhig und stille in Maria Einsiedeln.



Ein Besuch im Königskraal.

Von Fr. Ludger, R. M. M.



Infolge der Verlegung unseres Scholastikates nach der von der Welt fernliegenden Missionsstation Mariathal, haben wir die Aufmerksamkeit der dort wohnenden schwarzen Bevölkerung auf uns gezogen. Staunend folgt das Auge unseren neuangekommenen Fratres; heimlich flüsternd nähert sich der eine dem andern: „Die neuen abafundisi (Missionare) mit jugendfrischen Gesichtern, zum Teil noch ohne den einen Mann zierenden Bart, haben Vater und Mutter, Bruder und Schwester, haben alles verlassen, sind zu uns gekommen, uns Aermsten der Armen zu helfen, uns einmal den richtigen Weg zum Himmel zu zeigen.“

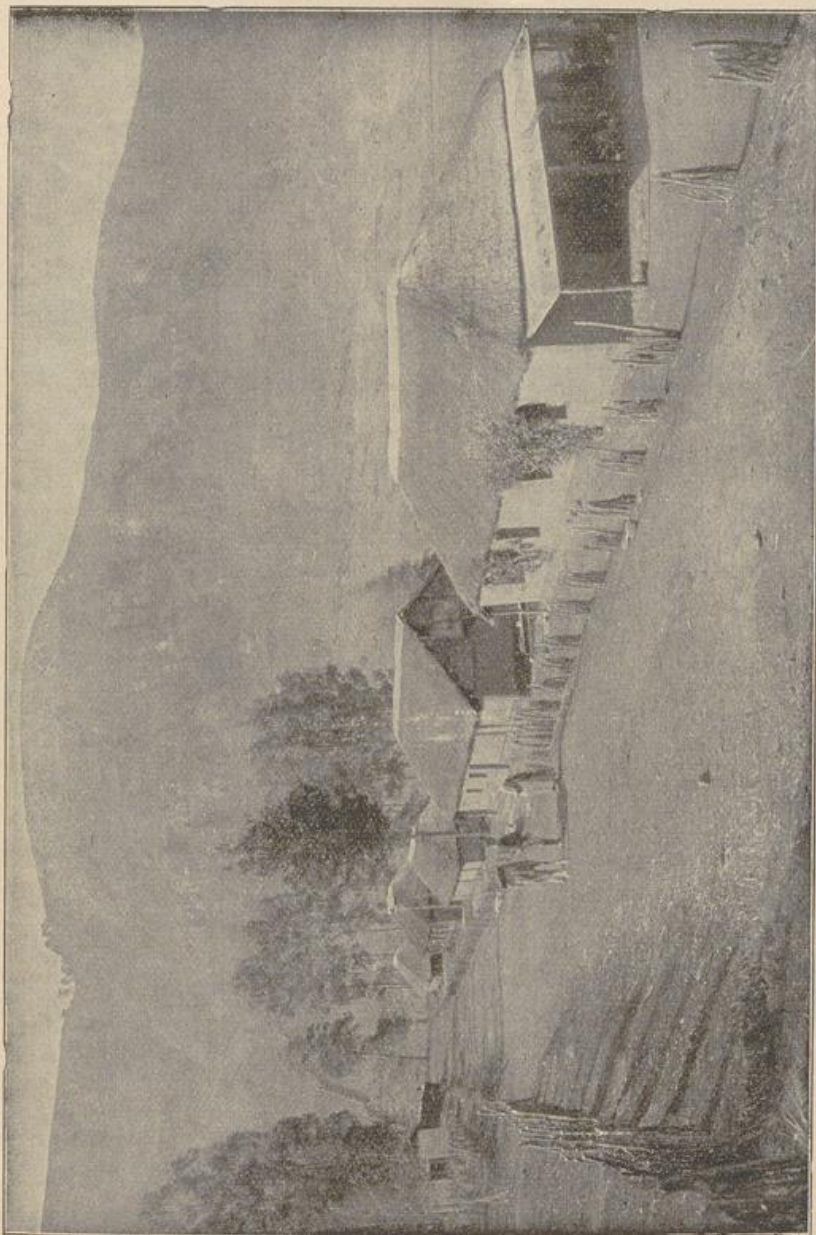
Das veranlaßte nun die Mutter eines in der Nähe unserer Station wohnenden Häuptlings uns zu einem Besuch in ihrem Kraal einzuladen. Hochw. Herr P. Odo Ripp, Missionsrektor von Mariathal, glaubte diese Einladung annehmen zu müssen und gestattete uns als schönen Serienabschluß für den 31. Juli einen Besuch zu diesem Häuptlings- oder Königskraal.

Es war ein schöner Morgen — die Sonne versprach trotz Winterzeit einen angenehm warmen Tag, — als wir singend dem Königskraal zueilten. Nach kaum zweistündigem Marsch lag er vor uns am Abhang eines steinigen Hügels. Es ist eine schöne Anlage nach echt heidnischem Muster. Um eine runde durch Flechtwerk und Heckengestrüpp abgegrenzte Fläche, dem Vieh zum nächtlichen Aufenthalt bestimmt, gruppieren sich die einzelnen teilweise noch unsern alten Bienenkörben ähnelnden Kraale. Der Häuptling, eine kräftige Mannesgestalt, die uns auf ein vornehmes Zulugeschlecht schließen läßt, kommt uns zum Gruß entgegen. Mit beiden Händen umfaßt er nach alter Vatersitte unsere Hand und nennt uns baba (Vater). Wir antworteten: Nkosi! (Mein Herr, mein König.) Als Herr und König steht er auch bei seinen Stammesangehörigen in hohem Ansehen. Nur kriechend wagen sie zu ihm zu kommen, nur knieend mit ihm zu sprechen.

Auf dieselbe Weise grüßt uns auch des Häuptlings Mutter, die Inkosikazi, Herrin, Königin. Sie ist eine alte, würdige Frau, vorsichtig, geschäftig, hoch in den siebziger Jahren stehend, und zählt mit noch drei Enkelinnen dieses Kraales zu unsern eifrigsten Christen. Nie fehlt sie im wöchentlichen Gottesdienst auf St. Leo, einer von ihrem Kraale eine starke Wegstunde entfernt liegenden Außenstation.

Wir werden nun zunächst in einem für Besucher eingerichteten

Kraal geführt. Sauberkeit und Ordnung fällt uns beim ersten Blick durch die runde Hütte in die Augen. Knaben und Mädchen bringen dienst-



Eine dritte Neicoluna.

eifrig einige Stühle und feingeflochtene Strohmatten. Abwechselnd unterhalten uns die Inkosikazi, die ihre Bewunderung nicht genug ausdrücken kann, wie wir mit so glänzenden Gesichtern ihre schwarzen Hütten betreten könnten, der Häuptling selbst und andere Verwandte.

Ein kleines Mädchen, vor wenigen Tagen im Bade der heiligen Taufe zum Kinde Gottes geworden, zeigt uns stolz nach unschuldiger Kinderweise ihre Taufgeschenke: Bilder der lieben Mutter Gottes. Ein älteres Mädchen gedenkt unserer trockenen Kehlen und kredenzt uns in einem henkellosen irdenen Krug einen kühlen Trank des bekannten Eingeborenenbieres, Utshwala genannt. Sie trinkt zuerst kniend den sogenannten „Giftrank“ und dann geht der Krug von Hand zu Hand und von Mund zu Mund. Zu unserm nicht geringen Erstaunen werden wir hier fern aller Kultur auf eine einigermaßen europäische Weise bewirtet. Der Gastwart, wenn man ihn so nennen darf, deckt einen schnell herbeigeholten Tisch mit einigen Tellern, Tassen, Löffeln, Messern und Gabeln, alles Gegenstände, die die Schwarzen für sich nicht kennen. Sie essen aus einer Schüssel, trinken aus einem Krug; ihnen ist es alte Herrgottssache, die Hand sei Löffel, Messer und Gabel zugleich. Eben- sowenig wählerisch sind sie in der Zubereitung ihrer Speisen. Brot, Bohnen, Kartoffel und Huhn munden, wenn auch ungesalzen, sehr wohl, ersetzt ja der gute Wille das fehlende Gewürz. Den guten Willen oder vielmehr die Back- und Kochkunst unseres Gastwartes wissen wir auch durch entsprechende Zeichen genügend zu würdigen; am meisten sprechen ja zu seiner größeren Freude die leeren Schüsseln für unsern gesegneten Appetit. „Wir danken Dir, o Gott . . . Verleihe allen, die uns Gutes getan, das ewige Leben . . . Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft,“ so schlossen wir freudig dankbaren Herzens im Heidenland unser gastliches Mahl.

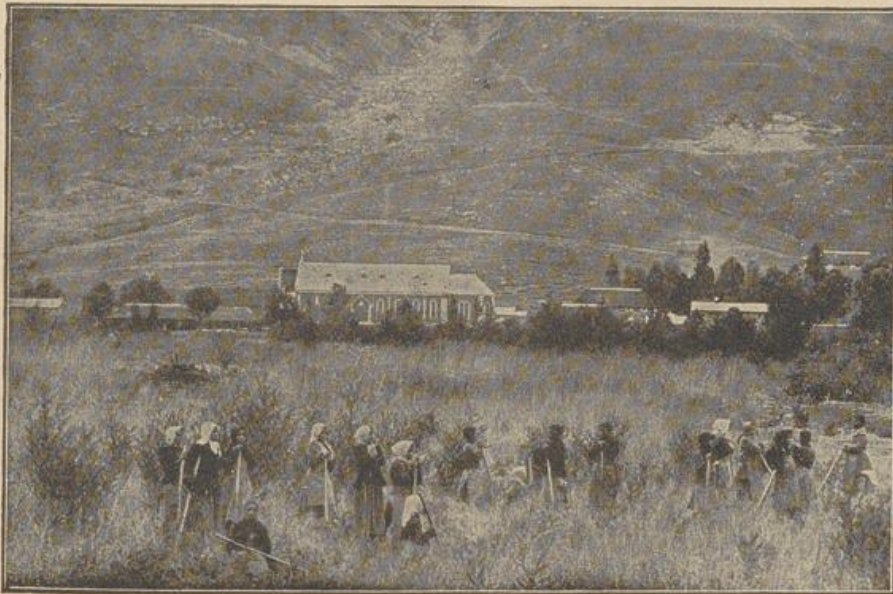
Wir waren mit so großer Aufmerksamkeit aufgenommen und bewirtet worden, so wollten wir uns auch durch besonderen Abschied bei der Königin erkenntlich zeigen. Auf Bitten unseres Hochw. Herrn P. Rektors werden wir zu kurzem Besuch in ihrem Kraal zugelassen. Es ist ein selten großer Kraal, wohl 8 bis 10 Meter im Durchschnitt. Kein Fenster gewährt dem Auge freien Blick nach außen, kein Luftloch läßt den von den inmitten des Kraales befindlichen Feuerstelle aufsteigenden Rauch freien Abzug.

Eine kleine Oeffnung ist Tür, Licht- und Luftloch zugleich. Wir sitzen auf der Männerseite zu ebener Erde auf aufmerksam ausgebreiteten Matten. Nacheinander kommen die Frauen des Häuptlings, ja der ganzen Verwandtschaft mit ihren Kindern herein.

Hochw. Herrn P. Rektor hält eine kleine religiöse Ermahnung, die zeitweilig von einem ehrfurchtsvoll bejahenden Baba, Baba, (Vater, Vater,) unterbrochen wird. Doch stellen sich der Bekehrung eines Häupt-

lings von verwandtschaftlicher Seite, die auf einen möglichst starken Nachwuchs sieht und darum die Vielweiberei fordert, fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Für unsere hl. Religion ist schon viel gewonnen, wenn der Häuptling den mühevollen Arbeiten des Missionars keinen Stein in den Weg legt.

Als feierlichen Abschluß singen wir mit kräftigen Stimmen unser „Königin der Missionare“. Die augenblickliche Begeisterung hatte es uns so eingegeben. Hier im dumpfen Kraal inmitten des Heidenlandes weihen wir der Königin der Missionare unser Herz, schließen einen



Arbeitspause bei schwerer Arbeit.

Bund: Allen armen, blinden Heiden ohne Heil und Licht, ihren Namen zu verkünden mit der Bitte, uns zum Kampf das Geleite zu geben und zum endlichen Sieg zu führen. Wir beginnen auch sofort unsere Mission mit einem zweiten Lied: „Es blüht der Blumen eine. . . Die Blume, die ich meine, sie ist euch wohlbekannt: die Fleckenlose, Reine, Maria wird genannt.“

Auch den heiteren Weisen eines weltlichen Liedes folgen die Zuhörer mit aufmerkamer Spannung. Noch ein Jetti Maria (Gegrüßt seist du Maria) von Hochw. P. Rektor gebetet, von der Königin mit ihren heidnischen Untertanen beantwortet und dann verabschieden wir uns voll freudiger Zufriedenheit über die Erlebnisse dieses Tages.

Verloren und wiedergefunden.

[Von Schw. Amata, Maria Trost.]

Mnikini hatte schon drei Weiber. Er hatte eine große Herde Ochsen und somit nahm er noch eine Frau, Nonkulumo mit Namen. Einige Jahre lebten sie alle friedlich mitsammen. Mnikini war oft längere Zeit fort zur Arbeit. Da eines Tages kam er kränklich heim. Eiligst wurde der Inyanga gerufen, der nach heidnischem Brauch schnell eine Siege schlachten ließ.

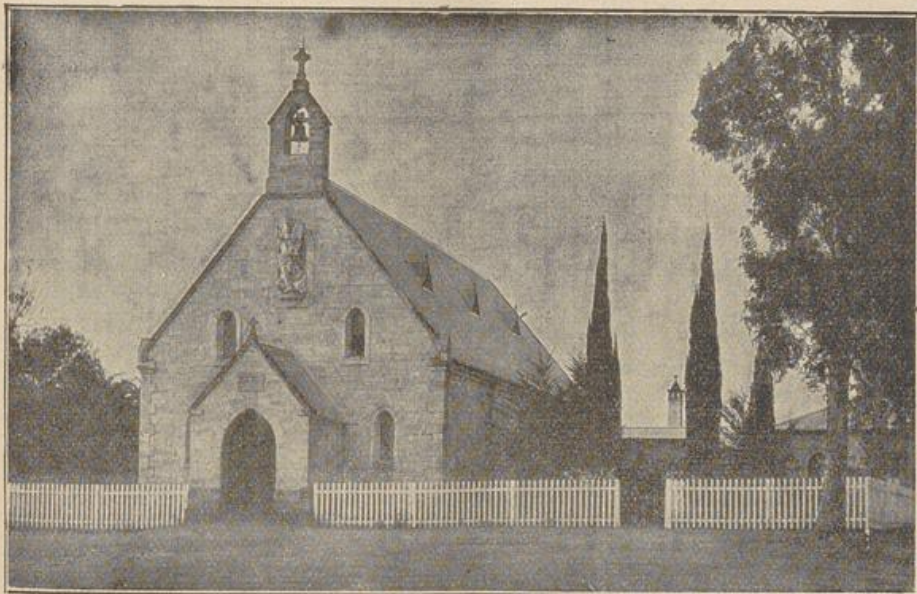
Die Galle davon mußte Mnikini trinken und sich die Hände damit bestreichen. Von dem Flei

Nonkulumo hatte ein ganz kleines Kind, ein Mädchen, Momia mit Namen. Dasselbe wurde ihr mit Gewalt fortgenommen, sowie ein älterer Knabe. Alles Bitten und Flehen und Entschuldigen half nichts. Es brach ihr schier das Herz, als die kleine Momia einer andern Frau übergeben und sie davongejagt wurde. Mit bitteren Gefühlen im Herzen schwor sie nie mehr den Kraak ihres Mannes betreten zu wollen. Sie eilte zu ihrer Heimat am Ilovu Fluß. Mnikini starb bald darauf. Es war traurig, Momia schrie Tag und Nacht nach der Mutter, da sie noch keine Nahrung zu sich nahm. Nonkulumo lebte mehrere Jahre zu Hause bei ihren Eltern. Nie gelang eine Nachricht von ihren Kindern zu ihr. Mnikini hatte seine Ochsen redlich gezahlt und somit hatte jetzt Dumabezwe alles Recht über Nonkulumo und ihre Kinder. Hätte sie nur noch Momia, ja das Liebste hatte man ihr so grausam entrißen.

Jahre vergingen. Momia mochte 12 bis 14 Jahre zählen, als sie eines Tages an meiner Schultüre klopfte mit der Bitte, „Schwester, ich will lernen und glauben.“ Ihre Bitte wurde gewährt, doch der kleine Wildfang, der das freie Leben gewöhnt war, fand das Lernen zu schwer, und so war sie eines Tages wieder verschwunden. Nicht heim ging sie zum Bruder, nein, zu anderen Verwandten. Legte dort die Kleider wieder ab und band den heidnischen Perlenschmuck wieder um. Mehr denn ein Jahr mochte verflossen sein, als sie wiederum zur Schule kam. Jetzt ging es nicht so leicht. Lange mußte sie bitten und versprechen, bis

der Missionar sie wieder aufnahm. Momia wußte, daß sie noch eine Mutter hatte, doch sie war verschollen. Sie hatte sagen hören, ihre Mutter hätte den Vater umgebracht. Wie sehr sehnte sie sich doch einmal ihre Mutter zu sehen und von ihr selbst zu hören, daß es unwahr sei.

In ihrer Klasse war auch ein Mädchen, deren Verwandten in der Nähe des Ilovu-Flusses wohnten. Auch diese hatte sich von ihren Eltern getrennt, doch freiwillig, nur um Christin zu werden, denn zu Hause erhielt sie keine Erlaubnis. Momia fragte, ob sie nicht eine Frau, Nonkulumo mit Namen kenne, die am Umzimkulu-Fluß ver-



St. Michaelskirche auf unserer Missionsstation St. Michael.

heiratet gewesen sei. Das Mädchen glaubte sie sogar in ihrem elterlichen Kraale gesehen zu haben. Doch Maliwase, so hieß das Mädchen, war ja heimlich fort, um katholisch zu werden. Es durfte ja nicht heim gehen und auch nicht schreiben, es wäre um ihr Glück geschehen. Vier Jahre waren verflossen und Maliwase, welche jetzt Engelberta hieß, mußte heim gehen, ihr Bruder hatte sie endlich gefunden. Mit schwerem Herzen ging sie fort, war doch ihre Mutter während ihres Aufenthaltes in Maria Trost gestorben; Vater und Brüder waren Heiden, doch sie versprachen ihr den Gottesdienst usw. besuchen zu dürfen. Momia, die mit ihr getauft war und Dominika hieß, bat recht dringend nach ihrer Mutter zu forschen. Engelberte blieb bei ihrem Bruder, der in der Nähe der Station Maria Einsiedeln wohnte.

Eines Tages besuchte sie ihren Vater, der unten am Fuße des Hlazuka-Berges wohnte. Sie fragte und fand nicht weit davon entfernt eine Frau Nonkulumo mit Namen. Sie ließ dieselbe zu sich kommen und fand in ihr die Mutter der Dominika. Alles Leid, daß ihr vor mehr denn 20 Jahren war angetan worden, stand groß vor ihr. Mutter sein, Kinder haben, sich nicht einmal sehen dürfen, nicht einmal kennen, welch ein Leid! Ja, einmal wollte sie doch (Momia) Dominika sehen. Aber selbst hingehen, nein, nie und nimmer wollte sie die Personen, den Platz sehen, wo ihr so grausames Leid war angetan worden, wo man ihr die kleine Momia mit Gewalt entriß. Wäre das Kind damals gestorben, sie hätte es vergessen können, aber so erbarmungslos von ihr trennen, nein, niemals einen Schritt dorthin. Aber Dominika, mein Kind, wie sieht es aus, sieht es mir ähnlich, nie ein Blick, nie ein Wort von der Mutter und doch lebt die Mutter; o welches Leid, ich muß es sehen, so jammerte Nonkulumo. Engelberta schrieb an Dominika: „Deine Mutter lebt noch, sie wünscht Dich zu sehen, bitte, komme sie zu besuchen.“

Doch Damabezwe hielt seine Beute fest, Dominika durfte nicht zur Mutter. Er sagte, will Nonkuluma ihr Kind sehen, so soll sie zu mir kommen. Das Verlangen, die Sehnsucht sich kennen zu lernen, wuchs in beider Herzen von Mutter und Kind. Im Herzen von Nonkulumo tobte es gewaltig, nein, sie kann die Grausamkeit nicht vergessen, doch das Kind, es hat ja keine Schuld und ein Recht auf die Mutter. Wenn auch dem harten Dumabezwe die Ochsen gehören ist ja Recht, aber sehen muß sie doch einmal ihr Kind. So vergingen Wochen und Monate, die Mutterliebe zum Kinde siegte; Nonkulumo beschloß ein Mädchen zu begleiten, daß unsere Station besuchen wollte. Glücklicherweise kamen sie nach zwei Tagereisen auf unserer Station an. Aber weiter gehen zum Umzimkulu-Fluß, zu ihrer Tochter, wollte Nonkuluma um keinen Preis, die Erinnerung an all das Leid war zu schwer. Dominika wurde benachrichtigt zu ihrer Mutter auf die Station zu kommen. Zwei Tage vergingen, sie kam nicht. Da sagte Nonkulumo tief traurig zu mir: „Schwester, wenn Dominika heute morgen nicht kommt, so gehe ich heim gebrochenen Herzens, mein eigenes Kind nicht sehen zu dürfen. Es ist zu schwer selbst hinzugehen, nachdem ich von dort so fortgejagt worden bin.“ Ich tröstete nun die arme Frau mit den Worten, sie wird gewiß am Samstag oder Sonntag kommen, und wirklich kam sie am Samstag Nachmittag begleitet von einer Frau des Dumabezwe.

Dominika, die sich so lange nach der Mutter gesehnt, wurde von Angst und Bangen ergriffen. Ich fürchte mich so sehr, sagte sie

und eilte **zuerst** in die Kirche zum Tabernakel, und dann zu ihrer Mutter. Als diese sie eintreten sah, brach sie in lautes Weinen aus, Dominika **tat** dasselbe, so daß alle anderen sich entfernten und die beiden sich **endlich** gefunden ihren Gefühlen Platz machen konnten.

Jetzt **wollte** Dominika gerne einige Wochen mit der Mutter gehen. Dumabezwe **erweigerte** es hartnäckig. Da entschloß sie sich heimlich mitzugehen. Dem Kinde zulieb tat die Mutter den letzten Schritt, sie ging mit ihr zu Dumabezwe. Er war gerade auswärts beim Biergelade. Er ließ durch den Boten sagen, er spreche heute nicht, vielleicht morgen. Nonkulumo erwiderte: „Gut, Morgen gehe ich zu meiner



Am Gerüst für eine Zulu-Hütte wird das Flechtwerk zur Unterlage für das Deckgras eingeflochten.

Heimat zurück, ich bringe Dir Dominika, sollte sie mir heimlich nachkommen, so ist es nicht meine Schuld.“ Spät in der Nacht kam sie wieder auf die Station an und bald darauf Dominika. Schon früh am Morgen ging sie fort, die Mutter folgte. Eine Stunde mochte vergangen sein, als drei Männer mit Stöcken bewaffnet eiligst hergesprungen kamen. Es war Dumabezwe, sein Bruder und Sohn. Sie eilten Nonkuluma und Dominika nach. Nach zwei Stunden hatten sie dieselben eingeholt und auf einer Ebene, wo Dominika nicht entinnen konnte, wurde sie zum zweiten Male mit Gewalt von der Mutter getrennt.



Die flucht des Synn.

Die Abenteuer des Mehla Zzitwa in den Jahren der Gnade 1828—21.

Neuntes Kapitel.

In großer Eile näherten wir uns den Wagen, bemerkten aber zu unserm Erstaunen, daß es nur zehn waren anstatt der fünfzehn, die wir erwartet hatten. Die Anführer der Wagen kamen uns zuerst entgegen und dann eilten die Schwärme der Weiber und Kinder herbei, um uns zu begrüßen. Es entstand ein unaufhörliches Geplapper von Weiberstimmen und man hatte Hunderte von Fragen zu beantworten.

Meine Mehla begrüßte mich herzlich und sagte: „Das ist ja Mzoboshis Pferd, welches du reitest. Er zögerte so langsam auf dem Marsche, daß die Leute des Inkos Cane ärgerlich wurden und einfach voranzogen und uns zurückließen.“ Ich lachte.

„Mzoboshi war ein Verräter.“

„Wo ist er jetzt?“

„Ich weiß nicht; ich habe ihn erschlagen und ich reite nun auf seinem Pferd.“

„Und hat der Inkos Umbulazi dir das Pferd gegeben?“

„Ja.“

„Vielleicht macht er dich zu einem Induna an Stelle des Mzoboshi.“

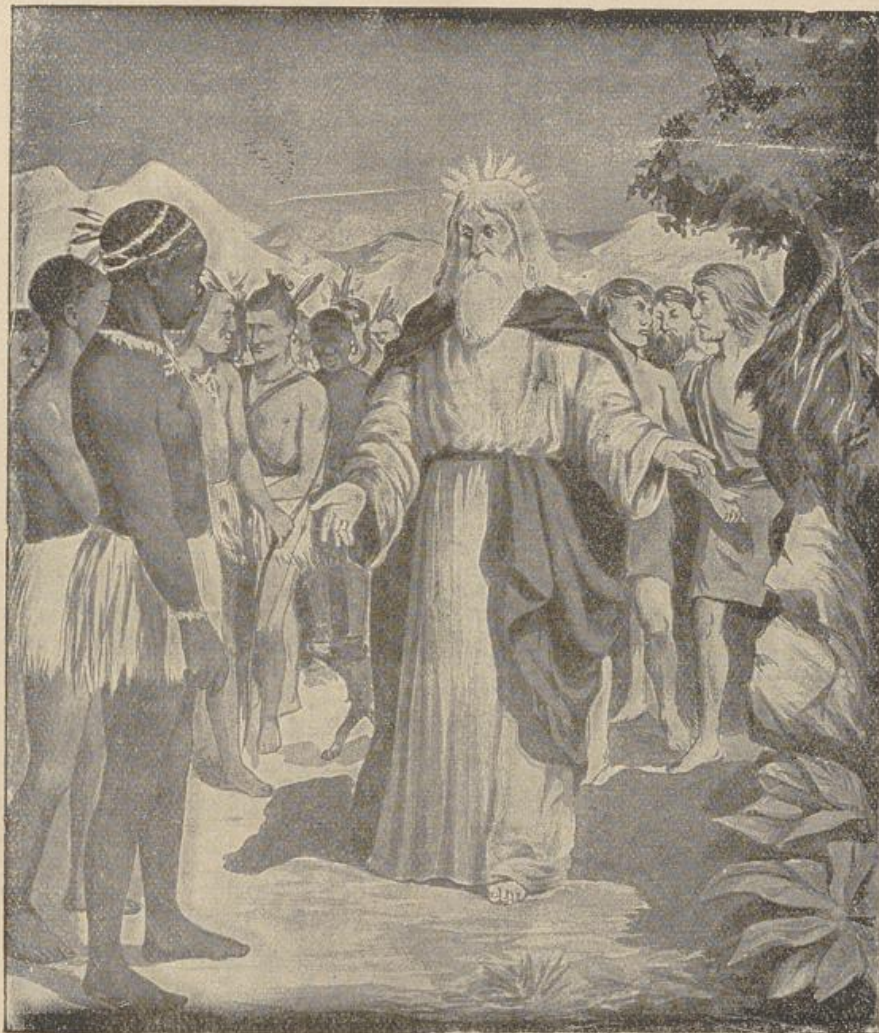
„Kahle, Mehla,“ antwortete ich, „du erwartest zu viel. Der Inkos kennt mich erst seit kurzer Zeit, wo hingegen andere ihm schon jahrelang gedient haben.“

Meine Blicke schweiften rings durch das Lager und ich sah, wie Unnezi mit mehreren Genossinnen in der Nähe des Inkos Fred stand, Nundi war ebenfalls in der Nähe, aber Unnezi schenkte dem Burschen gar keine Aufmerksamkeit, sondern hatte nur Augen für den Inkos. Ich seufzte. Nundis Werbung hatte offenbar seine Schwierigkeiten und selbst die gute Nachricht, daß der Umbulazi das Lobola für ihn zu entrichten beabsichtige, konnte, wie ich fürchtete, ihm kaum etwas nützen, wenn Unnezi ihr Angesicht abwandte.

Eine sehr lebhaftc Auseinandersetzung zwischen den Führern lenkte unsere volle Aufmerksamkeit dahin. Soviel ich von Klas herausbringen konnte, war Umbulazi und Syinn dafür, daß die Amakosi Biggar und Cane sich mit ihm und den andern Abelungu vereinigen sollten zu einem Angriff gegen die Zulumacht jenseits des Illovu; aber Biggar und Cane fürchteten, der Feind möchte ihre Wagen angreifen und wollten sich daher sofort zu denselben verfügen und sich mit Inkos Farewell zu Grahamstown vereinigen.

So wurde längere Zeit heftig gestritten, doch die Amakos Biggar und Cane wollten ihre Ansicht nicht preisgeben und ritten schließlich mit ihren Begleitern ab.

Wir hielten uns nur kurze Zeit am Illovu auf. Mais wurde zu



Nkululunkulu (Gott) erscheint den Schwarzen. (Legende.)

Mehl gestampft, gekocht und gegessen, die Ochsen wurden dann weggespannt, und die Wagen setzten sich in Bewegung unter Peitschenknall, Zurufen und Gröhlen der Fuhrleute und Leitbuben. Inkos Umbulazi und sein bedeutend vermindertes Gefolge geleiteten die Kolonne.

„Inkos, ich weiß nicht, ob ich jetzt etwas sage, was sich vielleicht nicht geziemt, aber es ist nun einmal so mit den Abelungu. Die Amabuna,

Buren (bei den Eingeborenen gelten die Buren und Portugiesen nicht als Abelungu, Europäer) kämpfen für ihr Volk und ihre Freiheit und ihren Inkos Pezulu (Herrn über den Wolken). Der Zulu kämpft für seinen Inkos Inkulu, sei es nun Dingaan oder Tschaka, und alle diese kämpfen tapfer. Aber die Amakosi Englands kämpfen nur für sich allein und jeder nur für seine Interessen, nicht für das seines Bruders. Schau, wenn Biggar und Cane bei uns geblieben wären, so hätten sich auf dem schwarzen Feld von Bilanhlosa, von dem ich später erzählen werde, nicht so hoch die Toten sich aufgetürmt. Aber es sollte eben nicht sein. Der Inkos Umlungu kämpft immer nur für sich allein und seinen Vorteil und geht sogar auf Viehraub und Beute aus. Ich sage das und ich weiß es. Ich kämpfte für die Abelungu und sie behandelten mich gut, und ich focht für die Amabuna und sie behandelten mich schlecht, aber ich muß sagen, die Amabuna hielten stets zusammen wie eine Herde Buffalos, und die Abelungu gingen auseinander wie schelmische Elephanten.

An manchen Stellen war der Weg entsetzlich schlecht. Einmal mußten fünf volle Gespanne an jeden Wagen gespannt werden, um denselben einen sandigen Hügel hinaufzubringen. Auf diese Weise mußte jeder Wagen hinaufgeschafft werden. So sehr wir uns beeilen mußten, wir konnten doch nur den Bambinponi erreichen in dieser Nacht. Dort mußte ein Umweg gemacht werden, um die Moorbrüche zu vermeiden. Für die Nacht machten wir am jenseitigen Ufer Halt, schloß eine Scherm ein und bildeten mit den Wagen ein Lager.

Als die Weiber aus den Wagen kletterten, näherte sich von hinten her einem ziemlich korpulenten Weibe bedächtig niederstieg. In dem Augenblick, wo es sich an den Seitenleisten des Wagens festklammerte, schrie ihr Klas einen gellenden Zuluschlastruf ins Ohr. Mit einem wilden Aufschrei ließ das Weib die Wagenleisten fahren und stürzte rücklings auf den Klas. Dieser schrie nun auch seinerseits aus allen Kräften, es gelang ihm schließlich sich frei zu machen, und er biß dem entsetzlich schreienden Weibe in den Arm. Die ganze Situation wirkte so komisch, daß wir förmlich brüllten vor Lachen, ja einige sich sogar auf dem Boden wälzten in kramphhaftem Gelächter und sich die Seiten hielten. Da kam auch der Inkos Umbulazi auf die Gruppe zu und über sein ernstes, wenn auch gütiges Gesicht huschte ein Lächeln bei dessen Anblick.

„Was ist da los?“

Das Weib jammerte in den höchsten Tönen: „Die Zulu, die Zulu!“

Aber Klas schrie dazwischen: „Inkos, ich ging eben am Wagen vorbei, da fiel sie auf mich und hätte mich fast erschlagen.“

„Ist sonst nichts vorgekommen? Ist das alles?“

„Nebo, Inkos.“

„Was hast du ihr getan oder was hast du zu ihr gesagt?“

„Nichts, Inkos, Kospezulu nezinmoni! (Herr in der Höhe und Herr aller Vögel) und der Kleine beschwor auf holländisch und hottentottisch, daß er gar nichts getan habe und nahm alle Götter zu Zeugen, daß er von diesem Elephanten von Weib angefallen worden sei und das ihn fast getötet.“

Klas lag so unverfroren; dabei zitterte er und bebte und sah so asch-



Eine Zauberin gibt einem Manne Auskunft

farben aus, daß ich sofort überzeugt war, er fürchte Bestrafung.

Umbulazi fragte wieder: „Ich hörte einen Zuluschlachtruf; weißt du davon gar nichts?“

„Nichts, Inkos, nichts,“ schrie der zitternde Tottie verzweifelt.

„Am Ende war es das Weib selbst, das den Schlachtruf ausstieß? Nicht?“

„Ja, Inkos! Kos Pezulu! Sie war es. Ich habe es gehört.“

„So, sie brüllte wie ein Zulu und fiel auf dich wegen nichts, kannst du mir das irgendwie erklären?“

Klas bedachte sich einen Augenblick. „Vielleicht ist sie böse, weil ich nicht mit ihr sprechen wollte.“

Die Umfazi hatte sich nun gänzlich von ihrem Schrecken erholt und drängte sich durch die Menge, die sich rings angesammelt hatte, sie drohte mit ihrer gewaltigen Faust dem Klas.

„Ich mit dir sprechen? Du kleiner, schwarzer Pavian!“

„Tula, (Schweig,)“ rief dazwischen der Inkos mit scharfer Stimme.

„Nun Klas, du hast einen Zulu-Kriegsschrei mitten im Lager ausgestoßen; eine sehr törichte und gefährliche Sache, du hast eine Umfazi in Schrecken versetzt und mich angelogen. Darum mußt du deine Strafe erhalten.“

Klas warf sich dem Inkos zu Füßen und wälzte sich im Staube.

„Gnade, Inkos, Gnade!“

Ich schauderte etwas. Welch schreckliche Bestrafung fürchtete Klas denn so? Ueber meinen Rücken lief eine Gänsehaut vor banger Erwartung, weil der kleine Tottie so erbärmlich tat und kläglich jammerte. Nun sprach der Inkos:

„Umkomomi, mache ihn fertig und bereite ihn.“

Da traten vier Männer aus der Menge und ergriffen den Verurteilten, welcher immer jämmerlicher um Erbarmen schrie. Umkomomi ging zum Wagen des Führers, um etwas zu holen.

„Nun Klas, das ist deine Buße.“

„Gnade, Inkos, Gnade!“ wimmerte Klas, als die vier Diener der Gerechtigkeit ihn auf dem Sande ausstreckten, mit dem Gesichte nach unten, der Erde zugewandt.

Umkomomi kehrte mit einem langen Schambok (Peitsche) aus Seekuhhaut zurück.

„Das ist mein Befehl!“ sagte Umbulazi. „Fürs erste sollst du fünf Streiche erhalten für den Zuluschlachtruf. Umkomomi beginn!“ Und Umbulazi nahm seine Schnupftabaksdose heraus und nahm eine Prise. Die Peitsche sauste nieder auf den Teil, wo er am meisten ausrichten konnte. Der Gestrafte schrie gellend auf beim ersten Schlag. Der Führer nahm eine Prise und Klas schrie wieder. Jedesmal nahm der Anführer eine Prise, Umkomomi schlug und Klas schrie. Nach den ersten fünf Streichen erhielt Klas weitere fünf dafür, daß er das Weib erschreckt hatte und schließlich noch fünf für das Lügen.

„Nun Klas, kannst du gehen!“

Klas wurde frei gelassen, er suchte auf die Füße zu kommen, stand einen Augenblick unentschlossen, grüßte mit der Hand und rannte dann unter heulendem Gruße „Inkos“ davon, um seine wundte Haut zu kurieren.

(Fortsetzung folgt.)



Mit diesen erbetenen Veröffentlichungen aus Briefauszügen unserer Wohltäter soll kein Urteil gefällt werden, ob diese Erhörungen Wirkungen eines frommen Gebetes auf gewöhnlichen oder außergewöhnlichem Wege eingetreten sind. Es ist aber sicher von großem Wert in unserer glaubensarmen Zeit Beispiele von Gottvertrauen und Gebetsseifer anzuführen.

Gersau: Durch Gebet und Gottvertrauen bin ich in einem großen Leiden geheilt worden. Die Taufe eines Heidenkinds war versprochen.

Gersau: Tausend Dank der lieben Mutter Gottes von Einsiedeln für erlangte Gesundheit, ein Heidenkind Maria war versprochen.

Dem heiligen Schutzengel innigen Dank, daß er uns vor einem großen Unglück bewahrt hat.

Herbetswil: Innigen Dank dem heiligen Antonius durch dessen Fürbitte unsere Tochter die Gesundheit erlangte. Die Gabe für ein Heidenkind Lydia Anna zu taufen, war versprochen.

Zürich: Tausend Dank der Güte Gottes für die wunderbare Rettung einer Seele für die katholische Kirche, welche bereits verloren war.

Heudorf: Innigen Dank dem heiligen Antonius für Hilfe in Krankheit in einem Falle und in Geldverlegenheit im zweiten Falle. Veröftl. gelobt nebst Almosen für die Heidenkinder.

Matthesdorf: Der Muttergottes von der immerwährenden Hilfe, dem heiligen Josef, dem heiligsten Herzen Jesu als Dank für die Rettung eines kranken Kindes. Veröftl. gelobt nebst Almosen.

Merzdorf: Anbei ein Missionsalmosen, als Dank der heiligen Mutter Anna für erlangte Hilfe in Berufsangelegenheit. Veröftl. versprochen.

Herrmannsdorf: Anbei 8 Mk. Missionsalmosen aus Dankbarkeit für Erhaltung eines wertvollen Pferdes. Bitte um Veröftl., weil versprochen.

Jägerndorf: Sende Kr. 20 — als Antoniusbrot zum Danke für die wunderbare Hilfe, die mir durch den heiligen Antonius zuteil wurde.

Schlierstadt: Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem heiligen Judas Thaddäus und dem heiligen Antonius für rasche Genesung von einer Krankheit und Hilfe in zwei verzweiflungsvollen Anliegen. Wer in Not ist, bete vertrauend zu diesen Heiligen.

Oberscharen: Herzlichen Dank dem heiligsten Herzen Jesu, der schwerzhaften Mutter Gottes und der Mutter Gottes in Einsiedeln, für erlangte Hilfe in Krankheit. Veröffentlichung im Bergischmeint ist versprochen.

Bozen: In zwei dringenden Anliegen hat ich den heiligen Antonius innigst um Erhörung und versprach Antoniusbrot für die Mariannhiller Mission. Es wurde mir auffallende Hilfe zuteil. Zum Danke sende ich 30 — Lire Antoniusbrot, mit der Bitte um ein Gedeken im Gebete für eine andere große Gnade. Im Falle der Erhörung ist größere Spendung für Mariannhill versprochen.

Hellstadt: Ein gewisses Anliegen.

R: Dank dem heiligen Josef für auffallende Hilfe in einer Bauangelegenheit. Veröffentlichung war versprochen.

Landau a. d. Rar: Einige Anliegen.

H. in E: Dank dem göttlichen Herzen Jesu für erlangte Hilfe. 20 Mk. anbei.

St: Dank für Genesung mit der Bitte um weitere Gesundheit. Um richtige Berufswahl. Für eine gemütskranke Person. Um einen ordentlichen Diensthofen.

Thann: Innigen Dank dem heiligen Antonius, der seligen Terezia vom Kinde Jesu und den armen Seelen für Hilfe in einer schwierigen Erbschaftsangelegenheit. Sende 50 Lire dem heiligen Antonius zum Dank und als Bitte in zwei dringenden Anliegen. Innigsten Dank dem heiligen Josef, der mir wunderbar geholfen hat.

Schludern: Sandie per Post Kr. 50 — als Spende für die Mission und Kr. 25 als Antoniusbrot zum Danke für erlangte Hilfe.

Witschhofen: Von einem schweren Anliegen und Leiden sehr bedrängt, nahm ich meine Zuflucht zum heiligen Josef, heiligen Antonius und heiligen Judas Thaddäus und fand große Erleichterung. Den genannten Heiligen sei innigst gedankt und hoffe ich noch gänzliche Heilung und Befreiung von meinem Leiden und schicke hier 25 — Franken als Missionsalmosen.

Mürnberg: Anbei 5 — Mk. zum Dank der lieben Mutter Gottes, dem heiligen Josef und dem heiligsten Herzen Jesu für Heilung eines kranken Fußes.

Dank dem heiligsten Herzen Jesu und allen Heiligen für Hilfe bei schwerer Krankheit unseres Kindes. (3 Mk.)

Kurzriedenbach: Den lieben armen Seelen innigen Dank für Hilfe in schweren Anliegen. Ein Missionsopfer war versprochen.

Willen: Durch Gebet und Versprechen von Antoniusbrot 10 Fr. ist uns in Krankheiten geholfen worden.

Abonnements = Einladung

auf die Armen Seelen Monatschrift.

„Armen Seelen Glöcklein“

Mit oberhirtlicher Druckerlaubnis.

Jährlich portofrei nur 1.70 Goldm., Ausland 2 Mk., Schweiz 3 fr., Oesterreich 2 Schilling 20 Groschen, Tschechoslowakei 16 Kronen. Für das Anliegen der Abonnenten und zum Troste der armen Seelen im Fegfeuer werden 24 hl. Messen und 2 hl. Anter gelesen.

Ferner erscheint ein inhalts- und umfangreiche Monatschrift betitelt

„der Hausfreund“

Jährlich portofrei 2,60 Mk., Schweiz 4 fr. Agenten zum Vertrieb gesucht.

Um zahlreiche Bestellungen bittet Redakteur u. Verleger

Felix Gerdorfer in Steinbrunn, Post Raubling Obb.

Die Chormesse

Lateinisch und deutsch
nach dem Römischen Missale
und Rituale

Liturgische Volksbüchlein. Herausgegeben
von der Abtei Maria Taach Achteß Gest.

Kartoniert 1 G. M.
geb. in Leinwand G. M. 1.60

✱

Nach einer kurzen Einleitung über Wesen und äußere Feier der meist unter dem Namen „Missa recitata“ bekannten Chormesse folgen in lateinisch-deutlichem Paralleltext die Gebete des Ordinarium und des Canon Missae. Die Anweisungen für die Handlung und das Sprechen sind peinlich genau den Rubriken des Missale und Rituale entnommen. Der lateinische Text ist mit sprechrhythmischen Zeichen versehen, so daß alle Vorbedingungen für eine würdige und korrekte Feier der Chormesse gegeben sind. Zum Beschluß ist noch die priesterliche Dankagung nach der Messe, weil auch für die Gläubigen sehr geeignet, beigegeben.

Verlag Herder, Freiburg i. B.

Billig und gut!

Auf Ostern will sich Jedermann
Elegant u. billig kleiden, das
können Sie, wenn Sie sofort die

„Neuesten Modestoffe“

bei mir bestellen. Es kosten per
3 m. nur 5, 7, 10, 12, 15, 18, 20, 25,
27 30 Mk. Schöne Damenkleider
u. Blusenstoffe auch sehr billig.

Leopold Graf,
Mauth, (Bayern.)

Trage den Missions-
gedanken in die Kinderherzen.
Verbreite daher das
Missionsglöcklein!

Handarbeitsbriefe

und jede erwünschte
Fach-Auskunft

Behr-Lehrmittel

Butterwiesen 42
b. Wertingen - Bayern.

Nachdruck sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgeh. Uebereink. jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Waldeck (Hb.)
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayern (Schwaben).